

Eine Geschichte aus dem Kosenparken Litald.

Auf dem „Solder“ (Balkon) des kleinen Wirthshauses im Dorfe Gratsch sah eines Sommerabends, zur Zeit, als Gratsch noch nicht mobil eingerichtet war, ein junger Wiener Künstler. Er hatte zwar sein Stizzenbuch vor sich, um die umliegende Landschaft in wechselländlichen Lichter der untergehenden Sonne zu zeichnen, doch gab er diese Absicht auf und ergab sich am süßen Nichtsthun.

„Dann will ich nicht mehr hören“, bemerkte der Maler lächelnd. „Wenn solch ein Kapplerer Sie geleitet, Gretchen, sind Sie in sicherer Schupe. Ich werde allein vorausgehen.“

Das Mädchen blickte hilflos auf ihn und hätte ihm am liebsten zurückgehalten, aber sie durfte ihre Empfindungen nicht verrathen und der Maler entsetzte sich auch bereits. Abköthlich schritt der Saltner nur langsam des Weges, so daß das Mädchen nach einigen Minuten mit ihm allein war.

„Was hast mir zu sagen, Anton?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen. „Kannst Dir's nicht denken?“ entgegnete er rauh. „Fragen wollt ich Dich, was hast mit dem Stabthorn?“

„Mit wem?“ fragte sie, sich verhelend. „Ich mein' den Farbenklecker! Will er Dich etwa heirathen?“

Diese Frage gab ihr einen Stich in's Herz. Deirathen! Noch mit seiner Silbe hatte der Mann, den sie über Alles liebte, eine solche Andeutung gemacht. Harmlos war sie in einem eingebildeten Paradies gewandelt, nun kam dieser rauhe Dörfler und stellte mit diesem Wort die Wirklichkeit vor ihre Augen.

„Welches Recht hast Du, mich so zu fragen?“ entgegnete sie. „Wehr' Dich wie er!“ versetzte der Saltner trotzig. „Und wenn Du auf meine Frage nicht antworten kannst, wenn er Dich zum Narren hat und vor allen Leuten zum Gespöth macht, will ich ihm das Gesicht brechen!“

„Er hat doch Dir nichts gethan!“ rief sie mit bebender Stimme. „Ist freundlich und zutraulich zu Allen.“

„Ja, zu Dir, Thörichtel!“ stieß Anton heftig hervor. „Mag er bleiben, wo er will! Hier bei uns soll er den Frieden nicht stören. Was willst Du mit ihm? Laß diesen Großhändler, Gretl! Du weißt, was ich Dir bin. Ich will jetzt mit Dein' Mutter! Sprechen und Dich heirathen. So mach' ein End', Mädchen!“

„Ich kann Dich mit heirathen, Anton“, sagte das Mädchen mit unsicherer Stimme. „Kannst nit — wegen ihm?“ fuhr er auf.

„Ich — ich hab' Dich nit lieb“, entgegnete sie; „nit so lieb, daß ich Dich heirathen könnt.“

Er schaute sie lange mit finsternem Ausdruck an. „Ist das Dein leztes Wort?“

„Dafür, ja!“

„Bedenk, was Du sagst, Gretl! Du willst mich nicht?“

„Nein“, erklärte sie nun mit festem Tone.

Der Saltner murmelte ein Fluchwort vor sich hin, wendete sich um und verließ das Mädchen. Ihr Gesicht war todbleich geworden, ihr Herz war voll Furcht und Pein. Sie besorgte, daß der rachsüchtige Mann ihrem geliebten Maler ein Leid antban könne.

Am andern Nachmittag sah sie den Geliebten wieder. Sie sah allein auf dem Solder und schaltete Obst.

„Nun, kleine Fee?“ fragte er. „Du siehst so blaß aus. Ist Dir das Zusammentreffen mit Deinem Verehrer nicht gut bekommen?“

„Ich hab' keine Verehrer, Herr“, erwiderte Gretl leise.

„Bin ich es nicht?“ versetzte er. „Bin ich nicht mehr als das? Weiß ich nicht, daß Du die lieblichste Fee in Laurins altem Kosenparken bist, von der ich nicht mehr losmachen kann?“

„Ach, Herr...“

Wöglich trat er ihr ganz nahe, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit ihre Lippen. Er sie sich in holder Bewirung seiner zu erwerbenden vermochte, hörte sie mit Schrecken die Stimme ihrer Mutter. Der Maler trat sogleich zurück und lehnte sich über das Geländer, scheinbar mit Betrachtung der Gegend beschäftigt, aber die herausstretende Wirthin, welche durch den Saltner argwöhnisch gemacht war, ließ sich nicht so leicht täuschen. Gretel benagte sich tief über ihre Arbeit, um ihr glühendes Gesicht nicht sehen zu lassen, doch dies gelang ihr schlecht.

„Kieft nach mir Mutter?“ fragte sie ohne anzublicken. Auch ihre bebende Stimme verrieth sie.

„Was schaffst hier so lange?“ fragte die Wirthin scharf. „Ist hier ein Arbeitsplatz für Dich, oder ist der Solder für die Gäste? Nach' Dich fort in die Küche, wo Du hing'hoert!“

Zwei betreten, ohne noch ein Wort zu sprechen, fand Gretel auf, nahm ihre Schüssel und ihr Obstkörbchen und entfernte sich.

Die Wirthin hatte sich vorgenommen, dem Stadtherrn scharfe Worte zu sagen, aber der Blick, mit dem er sie maß, schüchternete sie ein und sie zog sich flumm zurück.

Am nächsten Tage war Gretel nicht zu sehen. Ihre Mutter hatte sie weit

Der Sonntagsgast.

fort auf die Alm gefandt, weil der Saltner die Kunde von der Erkrankung einer oben befindlichen Nichte der Wirthin gebracht hatte. Erst nach drei Tagen konnte Gretel heimkehren. Es war mit der Erkrankung ihrer Cousine gar nicht so schlimm gewesen. Der Saltner hatte absichtlich übertrieben. Mit besüßeligen Schritten machte das Mädchen ihren Heimweg, und immer schaute sie auf, ob sie den Geliebten irgendwo sehen könne. Doch sie sah ihn nicht. Und als sie in ihrem Häuschen angelangt war, bekam sie ihn auch nicht zu Gesicht. Einen Tag lang hielt sie die Bein der Erwartung aus, dann wurde sie lopsüßig und bleich und wo sie ging und stand, war sie wie in Träume verloren. Die Mutter sah es.

„Schau' eh nach dem fremden Stadtherrn aus?“ sagte sie. „Der ist fort, und gut ist es. Hat eine Telegraphenbotschaft bekommen, daß er gleich nach Wien reisen muß.“

Gretel taumelte wie betäubt zurück. „Und, Mutterl, hat er nichts hinterlassen?“ fragte sie mit stöhnendem Athem. „Nichts für mich?“

Einige Momente zögerte die Wirthin, dann holte sie ein kleines Couvert vom Sims.

„Wenn Du so sehr danach verlangst — hier ist's, was er hinterlassen.“

Gretel rief begierig das Couvert auf. Ein kleines Billet lag darin, welches folgendermaßen lautete:

„Liebe kleine Fee! Gern hätte ich, von hier abgerufen, Ihnen persönlich Lebewohl gesagt. Es konnte nicht sein, wie Ihre Mutter mir mittheilte. Ich mußte auch nicht, wohin Sie gegangen waren. Man verweigert mir wohl absichtlich. Ich sollte wohl Ihrem Brautigam nicht in den Weg treten. Adieu denn und auf Wiedersehen! — Wilibald.“

Gretel's Hände zitterten, als sie das Billet zusammenlegte. Still ging sie damit hinweg und ihre Mutter blickte ihr lopsüßig nach. „Er hat ihr was in den Kopf gesetzt“, dachte sie. „Es war höchste Zeit, daß er sich fortmache.“

Gretel empfand eine entseßliche Leere in und um sich. Eine so dürrigen Trost wie dieses kurze Aeu, hatte sie nicht erwartet. Und was sollte das mit dem Brautigam? Sie zermartete ihren Kopf mit Nachdenken und vermochte dennoch nicht zur Klarheit zu kommen. Der Saltner kam wiederholt in's Haus, bedrängte sie mit seinen ernt gemeinten Anträgen, und ihre Mutter lag ihr in den Ohren, sie möge keine Thörin sein.

Der Saltner lief der höchstliche Bursche im Dorfe und weit umher, er könne eine stützliche Frau aus ihr machen; und ob sie denn ohne einen Ehemann alt werden wolle?

Gretel hörte das alles an, ohne daß es Eindruck auf sie machte. Als aber der Saltner mit aller Entschiedenheit von ihr abgewiesen wurde und nun anfang, sie mit dem feinen Stadtherrn auszusuchen, lernte sie ihn hassen.

Anderer Burschen im Dorfe verpötheten sie auch; sie blieb einsam für sich, brütete und wartete. Hatte doch Wilibald geschrieben: „Auf Wiedersehen!“

Es vergingen drei Jahre. Der Landschaftsmaler Wilibald hatte sich mit einer reichen Frau vermaht, und die reiche Frau war von schmücklicher Gesundheit. Der Hausarzt rief Meran zu langem Aufenthalt. Selbstverständlich hatte der beglückte Gatte die angenehme Pflicht, seine Erwählte dahin zu begleiten. Im Hotel hatte sie, König Laurin's Kosenparken“ gelesen und da die ganze wohlstuhirte Welt von Meran gewohnt ist, den heutigen Kosenparken des Burggrafentams, diesen schönen sonntigen Gau, zu besuchen. So ging es eines Tages hinaus nach Wessobrunn und weiter nach Gratsch.

„Sieh doch, Wilibald, mit welchem bösen Blick Dich der schwarze Mann dort anschaut!“ sagte er in der Nähe des Dorfes die Frau des Malers mit den Augen zur Seite deutend. „Diese Gestalt könnte mich fürchten machen; wie ein italienischer Bandit.“

Der Maler blickte in der angeedeuteten Richtung. Er sah einen finstern, schlechtgekleideten, hölzernen Menschen, in welchem er sogleich den ehemaligen Saltner Anton auch ohne die Tracht eines solchen erkannte. Dann lachte er gezwungen.

„Banditen giebt es hier nicht, liebes Kind. Sei unbesorgt! Der Mann scheint betrunken zu sein. Was kümmerst er uns?“

Aber plötzlich wurden alle Erinnerungen an seinen früheren Aufenthalt in ihm wach und eine unangenehme Empfindung bemächtigte sich seiner, durch vieles Beden und einen gewissen Galgenhumor suchte er sie zu bannen. Was hatte er denn Unrecht's gethan? Mit einem biblischen Wirthstochterlein geküßert und geliebt und sie einmal

— ein einziges Mal nur — geküßt. Das war ein wöniger Moment gewesen. Was weiter? Sollte er sich gar deswegen das Herz schwer machen, das in einem reichen Gesande ruhiges Gemüthen fand?

Mit energischem Fuß betrat er an der Seite seines Weibes dasselbe Wirthshaus, in welchem er drei Jahre früher so gern gewalt, denselben Balkon, auf dem er mit der kleinen Fee geküßert hatte. Was mochte aus ihr geworden sein? Würde er sie sehen und welches Gesicht würde sie machen? War sie am Ende doch die Frau des Mannes geworden, der, vielleicht aus neu erwachender Eiferucht, ihn mit den Augen erscholden zu wollen schien? Es war ihm eine förmliche Verleumdung, als er sein bekanntes Gesicht, sondern eine fremde Wirthin sah. Er wagte nur keine Frage zu stellen.

Nachdem beide vom Solder aus umgesehen und er seiner Gemahlin die ihm bekannten Orte gezeigt hatte, sprach er den Wunsch aus, seine Stizzen zu einem Gemälde, welches er vorhatte, einmal revidiren zu wollen. Zu diesem Zwecke hatte er sich sein Malzeug nachtragen lassen. Seine Frau erklärte, einzuwillen auf dem Balkon Sessla halten zu wollen. Sie sei etwas erschöpft.

„Küße mich!“ sagte er, indem er sie auf ihr goldenes Haar küßte. Dann ging er.

Als er wiederkehrte und seine Frau anblickte, war er betroffen. Es standen ihr Thränen in den Augen.

„Was ist Dir begegnet?“ fragte er besorgt.

„Oh, nichts“, erwiderte sie. „Die Wirthin hat mir soeben eine sehr traurige Geschichte erzählt, die sich hier zugetragen hat. Sie war redselig und wollte die „Herrschaffen“ näher kennen lernen, die ihr Haus beehren. Als ich ihr sagte, mein Mann sei ein berühmter Maler, da erzählte sie mir, ein junger Maler habe vor drei Jahren hier ein schweres Unheil angehtiftet. Er habe der Tochter der früheren Wirthin Liebe in den Kopf gesetzt und versprochen, wiederzukommen, sei aber nicht wiedergekommen. Das arme Mädchen sei vor Gram stillen Wahnsinn verfallen und daran gestorben. Die Mutter sei ihr vor einem halben Jahr in's Grab nachgefolgt und der Brautigam des jungen Mädchens, sonst ein flätzlicher Würdiger und Weinbüler, habe sich aus Verdruf den Teufel angewöhnt und frohde nun umher, ein Schimpf für alle Dorfbewohner.“

Sie blickte ihn an.

„Was sagst Du dazu?“ fragte sie mit Betonung.

Wilibald aber war minutenlang sprachlos.

„Ist es nicht schändlich?“ fuhr seine Frau fort. „Drei Leben aus freivoller Laune ruiniert! Wie muß das arme unglückliche Mädchen gewartet und gehofft haben, ehe der Tod sie brach! Leider konnte mir die Wirthin den Namen des Malers nicht nennen. Ich hoffe, es ist keiner von Deinen Bekannten. Wenn ich ihn kenne, würde ich ihm meine Verachtung nicht vorenthalten. Er hat feig und nichtwürdig gehandelt; meinst Du nicht?“

„Ich — ich“ flammelte Wilibald, doch gewaltsam raffte er sich zusammen. „Wer weiß, ob die Sache nicht anders ist, liebes Kind“, sagte er mit zerkelter Stimme. „Man kann nicht alles so glauben, wie es Bauernverstand darstellt.“

Aber der Tod — der Tod sprach doch Wahrheit!“ rief sie heftig. „Ach, Wilibald, wie bedauere ich, heute hierher gekommen zu sein! Die Geschichte wird mich noch lange verfolgen und mir die gute Stimmung rauben. Komm, laß uns gehen!“

Der Maler folgte ihr wie ein Geächteter. Die Schellen der Todten gingen mit ihm. Sie stellten sich noch lange zwischen ihm und die Frau, die er statt des armen Landmädchens heimgeführt hatte.

unabhängige Lust am Händeln brachten mit unübersehlicher Gewalt bei dem alten Herrn durch, und ohne Schonung von Rang und Stand — und oft gehörten seine Gäste den höchsten Ständen an — hand er ihnen Allen mit der ehrbarsten Miene die fürchterlichsten Väter auf.

Ganz zufällig, wie immer, begann Behrend eines Abends mit seinen Nachbarn ein Gespräch, und Anfangs ging Alles höchst harmlos und glaubwürdig zu; er erzählte, daß der alte Messingzweiffel auf dem Gespinde noch ein Geschenk vom Czaren Peter dem Großen an den kühnen Seeräuber Störtebeker sei, dann von der „Vedernen Kanone“, die der große Schwedenkönig Karl der Zwölfte auf Stubbentammer zurückgelassen habe, als er vom Königstuhl aus die Seeflacht der dänischen und schwedischen Flotte beobachtete. Diese Kanone sei einer der ältesten Hinterlader aus einer Reihe abgetragener Stuppenkiesel gefertigt worden, als den Schweden bei der Belagerung von Stralsund das metallene Geschützmaterial ausgegangen begann.

Nun gingen die übrigen Gäste an, aufzubringen, und erlundigten sich näher nach der merkwürdigen Lederkanone; bald beherrschte Behrend das ganze Gespräch mit seinen merkwürdigen Mittheilungen und Erfahrungen, die er in seinem weltvergeisterten Winkel gemacht haben wollte. Große Sensation rief seine Erzählung von den gezähnten Seehunden hervor, die er in einem Stalle an dem Fuße der Klippe dicht an der Office beherbergt. Seine Seehunde seien so zu dressirt, daß sie die ihm gehörigen Fischerboote an's Land zögen, die Raubfische von den Lachsängen verjagten, die Härtinge vom Meere in die Stellenge an der Küste trieben und ihre eigenen ungezähmten Kameraden von den Fischgründen, denen sie als große Fischräuber gefährlich werden, in die Tiefe der Office zurücktrieben.

Alle lauschten, von ehrlichem Staunen erfüllt, und Behrend versprach einem anwesenden Professor der Naturkunde, gelegentlich Alles schriftlich aufzusetzen, damit es in einem fachwissenschaftlichen Blatte veröffentlicht werden könne.

Da erhob plötzlich ein kleiner dieser Herr mit einem ungeheuren Vorstehkopf seine Stimme und sagte laut, aber nachdrücklich: „Ogahmte Seehunde — das will noch gar Nichts sagen — ich habe zu Hause einen zahmen Lachs. Wenn meine Frau ihr Taschentuch in's Wasser wirft und sagt: „Gans, bring's wieder“, dann apportirt dieser Lachs sofort das Tuch. Allerdings habe ich den erst sehr scheuen Fisch den klein auf persönlich aufgezoppelt; er war nämlich im zarten Alter zur Waife geworden. Jetzt ist er aber so zahm, daß er jeden Morgen an unter Frühstüdzimmer heranschwimmt — wir wohnen nämlich dicht beim Wasser — mit der Rückenflanke an die Fensterleiste klopf und sich seine Kaffeemmel ausbittet.“

Ein Augenblick herrschte starrs Entsetzen an der ganzen Tafel, im nächsten Augenblicke brach ein unändliches Lachen los; nur der alte Behrend stand starr und stumm von seinem Armstuhl auf, schleuderte einen wüthenden Blick auf den fürchterlichen Conturrenten im Aufschneiden und sagte mit bebender Stimme zu demselben: „Mein Herr, dann kennen Sie wohl auch die Geschichte von den — Kalen?“

„Ich weiß nicht welche“, antwortete höflich sein unerschütterliches Gegenüber; „meinen Sie die, wie die Küstener Fischer wasserdicke Strümpfe ohne Nacht aus Kalhäuten gewinnen? Man fängt zwei armbide Nale, nagelt sie lebendig mit dem Schwanz an einen Thierstoppfen, macht den Kalen einen Schlig zwischen die Augen und ligelt sie so lange, bis sie durch diesen Schlig lebendig aus der Haut fahren; die zurückgelassene Haut gibt sodann prächtige wasserdicke Fischerstrümpfe ohne Nacht.“

Es war wohl das erste Mal, daß der alte Behrend seinen Mann gefunden hatte, der ihm in Münchhausen über war. Einen Augenblick kämpfte noch Keger mit Lachlust in ihm, dann siegte die Letztere und mit einem kräftigen Faustschlag auf den Tisch fragte der alte Herr seinen lustigen Gegner, mit wem er denn eigentlich die Ehre habe.

„Mein Name ist — Fritz Reuter“, lautete die Antwort.

Nur mer da weiß, welche ungeheure Selbstthätigkeit der berühmte plattdeutsche Dichter besonders unter den Plattdeutschgen genos, kann sich denken, welche freudige Aufregung losbrach bei der Mittheilung, daß sie Fritz Reuter unter sich hätten. Der älteste Rothwein und der feinste Champagner wurden aufgeföhren, und Behrend zog die „Spendröhren“ an.

Am nächsten Morgen fuhr der Fremde früh ab. Natürlich wurde ihm keine Rechnung überreicht. Als er fort war,

eilte Behrend zum Fremdenbuch, um das kostbare Blatt mit Reuter's Namen unter Glas und Rahmen zu legen. — Aber mit dem Ausruf: „Verrgott, hat der Kerl gelogen!“ legte er still das Buch wieder zur Seite; denn da stand nicht „Fritz Reuter, Schriftsteller aus Eisenach“ drin zu lesen, sondern „Fritz Reuter — Weinreisender aus Lübeck.“

Abgerichtete Alligatoren.

Eine in fast ganz Texas bekannte Persönlichkeit ist ein alter Aufseher, Namens „Bud“ Stobbins, der sich vor vielen Jahren in dem Waldesdicht in der Nähe von Houston niedersitz und dessen Haupt- und Lieblingsbeschäftigung von jeder die Varenjagd gewesen ist und der es wie keiner versteht, Jagdgeschichten zu erzählen, wobei er, wie es ja bei derartigen Geschichten üblich und erlaubt ist, sich oft weitläufig von der Wahrheit entfernt. Nach seinen eigenen Angaben hat er ein halbes Jahrhundert lang der Varenjagd obgesehen und in dieser Zeit genug Mitglieder der weitverbreiteten Familie Pegg den Garaus gemacht, um mit ihrem Fleisch eine ganze Armee zu füttern.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, nicht erfinden ist, wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, die Thatfache, daß „Farmer Stobbins“, wie er gewöhnlich genannt wird, ein Paar abgerichtete Alligatoren besaß, deren Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit an das Wunderbare grenzte. Diese beiden Saurier wurden vor Jahren, als Stobbins' einziger Sohn zehn Jahre alt war, von diesem gefangen. Auch sie verlebten damals noch die glückliche Jugendzeit, die ihnen allerdings bald durch die Beschränkungen in ihrer Freiheit, die ihnen der junge Stobbins auferlegte, verbittert wurde. Der Bursche kam auf die originale Idee, ihnen Kinge durch die Nase zu ziehen und sie wie ein Paar Cäsaren einzufangen. Mit Hilfe einer Nadel gelang es ihm auch nach und nach, sie seinem Willen gefügig zu machen. Der Knabe und die Alligatoren wuchsen zusammen auf und als der junge Stobbins, zum Manne gereift, vom Sumpffieber dahingerafft wurde, hatten seine Lieblinge wohl schon eine Länge von 10 Fuß erreicht.

Farmer Stobbins nahm sich den Tod seines Sohnes so zu Herzen, daß er seinen Kummer durch Schnaps zu erlösen suchte, und je mehr er trank, desto mehr ging es mit seiner Farmwirthschaft den Krebsgang, bis schließlich sogar das letzte Paar Cäsaren „durch die Gurgel“ gegangen waren. Nun war er rathlos, wie er sein Feld bearbeiten sollte; nach langem Hin- und Herhinchen aber kam seine treue Lebensgefährtin Nancy auf den geliebten Gedanken, es einmal mit den Alligatoren zu versuchen, und siehe da! es ging. Die Thiere wurden vor den Pflug gespannt und verrichteten die Arbeit so willig und gut, wie es die Cäsaren gethan. Weniger glaubhaft klingt es indeß, wenn der alte Stobbins erzählt, daß er nach dieser glücklichen Erfahrung sein Alligator-Geheim auch dazu benutzte habe, mit seiner Nancy nach der Stadt Houston zu fahren, um Einkäufe zu machen, und wie Alles seinem wunderlichen Fuhrwerk respektvoll auswichen sei, bis ihm in einer der Hauptstraßen der Stadt eine Circusparade begegnete. Als die Pferde vor dem Musikantenwagen das Amphibiengestirh rochen, wurden sie so wild, daß sie durchbrannten und die Insassen des Wagens in den Straßenhaub abtuben, aber auch unter dem übrigen Theil der Parade richtete das furchtbare Zweigeßpann allerlei Unheil an, jedoch schließlich eine allgemeine Panik entstand. Das Ende vom Liede war, daß auch Farmer Stobbins die Kontrolle über seine Alligatoren verlor, jedoch dieselben in wildem Laufe davonstürmten, bis sie die Buffalo-Bar erreichten und mit einemmal dem Fuhrwerk in's Wasser plantschten. Mit Hilfe rettete Farmer Stobbins sich und seine Nancy vor dem Ertrinken, und von den Alligatoren hat er seither nichts wieder gesehen!

Der humoristische Gerichtsvoßlicher.

Ein Gerichtsvoßlicher hatte in einem Gase im Nordpol in Berlin Alles, was nicht niert- und nagestelt war, gepöndelt und abholen lassen. Der Beamte hatte so gründlich aufgeräumt, daß in dem Lokal weiter nichts verblieb als die nackten vier Wände. Dieser Tage erstehen wieder ein Gerichtsvoßlicher, welcher nichts Plöndertes vorband als eine auf dem Tische stehende Balne. Diese bestand sich aber in einem so abgemessenen Zustande, daß sie die Pfändungsstollen nicht zu beden vermochte, und so ließ der Gerichtsvoßlicher die Fische weiterkattern, indem er sie als Zeichen der Trauer über seine mißglückte Pfändung auf Halbmast sekte.

Schnell gefahrt.

„... Können Sie denn auch, Herr Baron, meiner Tochter eine geschickte Griffens bieten?“

„Aber, Herr Kommerzienrath, das fragen Sie — Ihren zukünftigen Schwiegerohn!“

Eine gute Ausführung.

Während meines Landaufenthalts bin ich mit meiner Familie in's Theater — in „die Räuber“ gegangen. Es wurde so natürlich gefällig, daß, als das Theater aus war, meiner Frau das Armband fehlte!